

Ortlieb, Heinz-Dietrich

Article — Digitized Version

Das Unbehagen an der Wissenschaft

Wirtschaftsdienst

Suggested Citation: Ortlieb, Heinz-Dietrich (1967) : Das Unbehagen an der Wissenschaft, Wirtschaftsdienst, ISSN 0043-6275, Verlag Weltarchiv, Hamburg, Vol. 47, Iss. 9, pp. 437-440

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/133754>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Das Unbehagen an der Wissenschaft

Meinungsbefragungen in Westdeutschland haben wiederholt ergeben, daß unter den verschiedenen Berufsgruppen Wissenschaftler das höchste Ansehen in der Bevölkerung genießen. Hinter dieser besonderen Wertschätzung der mit „Doktor“ und gar mit „Professor“ anzuredenden Mitbürger stehen in den seltensten Fällen auch nur halbwegs klare Vorstellungen von der Bedeutung, die den Wissenschaften bei der Entstehung und Weiterentwicklung unserer zivilisatorischen Errungenschaften zukommt. Meist sind viel simplere Dinge maßgebend: wie das vermeintliche Vorhandensein eines allumfassenden Wissens, bewährt und bestätigt durch das Bestehen schier unbegrenzt schwierig erscheinender Examina und erkennbar an einer Sprache, die für einen gewöhnlichen Sterblichen kaum verständlich ist. Soweit dabei das skurrile Bild des weltfremden „zerstreuten Professors“ verschwunden ist und das Gefühl mitschwingt, von dieser Gattung Mensch im täglichen Leben existenziell abhängig zu sein, liegt meist eine Gleichsetzung des Wissenschaftlers mit dem Arzte vor, dessen Berufsprestige nach Meinungsbefragungen ebenfalls an erster Stelle liegt und dem es — sofern er mit seinem diagnostischen Äußerungen überhaupt das Schweigen des Weisen bricht — gelegentlich den höchsten Grad sprachlicher Geheimnisstufe zu erreichen gelingt.

Manchem mag es auf den ersten Blick paradox erscheinen, daß ausgerechnet die modernen Wissenschaften, deren Geschichte sich als kontinuierliche Entzauberung der Welt darstellen ließe, auf der breitesten Stufe der öffentlichen Meinung magischen Charakter behält und ihn immer wieder neu gewinnt. Ohne weiteres einsichtig ist aber, daß man sich in unserer außergeleiteten pluralistischen Gesellschaft in wachsendem Maße geneigt findet, diese magische Wirkung der Wissenschaft im Machtkampf der Meinungen durch Gutachten und Gegengutachten auszunutzen. Diese Rolle als „Blume im Knopfloch“ oder als „kräftespendendes Amulett“ scheint zwar dem Ansehen der Wissenschaft selbst auf jener höheren Stufe der öffentlichen Meinung, die durch die Kommunikationsmittel besserer Qualität dargestellt wird und die den eigentlichen Charakter der Wissenschaft auch einigermaßen begreift, bisher kaum geschadet zu haben. Jedoch machen sich gerade in jenen Kreisen unseres Establishment, die selbst mehr oder weniger am Mißbrauch der Wissenschaft beteiligt sind, in zunehmendem Umfang Zynismus und Skepsis der Wissenschaft gegenüber bemerkbar, Haltungen also, welche die Aussichten für eine zukünftig so wichtig werdende sachgerechte Verwendung der Wissenschaft durch die politischen und wirtschaftlichen Praktiker nicht gerade verbessern.

Es ist menschlich nur zu verständlich, daß jene Praktiker geneigt sind, ihre Enttäuschung an der rationalen Hilfe der Wissenschaft dem Versagen ihrer wissenschaftlichen Partner zuzurechnen, wenn sie eine solche Kritik auch mit Rücksicht auf das Weiterbestehen des „magischen Ansehens“ der Wissenschaft mehr hinter vorgehaltener Hand als in breitester Öffentlichkeit von sich geben. Und in der Tat: ein Versagen der Wissenschaft ist in mancherlei Hinsicht nicht

abzuleugnen. Wir haben in dieser Zeitschrift verschiedentlich Gelegenheit genommen, dies näher darzulegen (vgl. WD August 1965, S. 424 f. und September 1965, S. 467 ff.). Aber abgesehen davon, daß Praktiker, die, befangen in ihrer eigenen Interessenlage, von der Wissenschaft nicht die Wahrheit wissen wollen, sondern sie von ihr manipuliert zu sehen wünschen, damit moralisch ihr Beschwerderecht verliern, fehlt ihnen häufig das Verständnis für die Bedingungen und Grenzen wissenschaftlicher Aussagen.

Dies scheint im Widerspruch zu der Tatsache zu stehen, daß die leitenden Positionen in Politik und Wirtschaft in zunehmendem Umfang von Akademikern, d. h. von wissenschaftlich vorgebildeten Praktikern, eingenommen werden. Solche Experten sollten doch von ihrem Studium her nicht nur mit den Unarten der Wissenschaftler vertraut sein, mit deren Neigung zu einer häufig unnötig unverständlichen Wissenschaftssprache und mit der meist unzureichenden Apostrophierung der Annahmen und Bedingungen in ihren Analysen. Sie sollten auch solche Mängel entweder selbst ausgleichen oder sie wenigstens feststellen und auf ihre Beseitigung dringen können. Sie sollten überdies wissen, daß sich Wissenschaftler in der Regel von Praktikern nicht durch ein größeres Tatsachenwissen, sondern durch exaktere analytische Fähigkeiten unterscheiden und daß die praktische Unbrauchbarkeit wissenschaftlicher Ratschläge meist nicht zuletzt auf einer mangelhaften Information über reale Fakten durch die Praxis beruhen.

Indessen ist eine sach- und situationsgerechte Reaktion auf angeforderte oder nichtangeforderte wissenschaftliche Stellungnahmen selbst dann nicht immer zu beobachten, wenn das Informationsbedürfnis der Praxis echt ist. Vielmehr erlebt man immer wieder, daß sogar verwendbare Gutachten in den Aktenschränken von Behörden, Verbänden und Firmen verschwinden, was dem Leistungsehrgeiz der Wissenschaftler nicht gerade förderlich sein kann. Und kommt es vorher zu einer mehr oder weniger intensiven Aussprache zwischen den Produzenten und Empfängern wissenschaftlicher Traktate, so führt die Diskussion häufig zu keiner ausreichenden Klärung, sondern zu Situationen, die an das Andersensche Märchen von „Des Kaisers neue Kleider“ erinnern: Keiner mag zugeben, daß er allzu vieles und vielleicht das Entscheidende nicht verstanden hat, und diese Neigung ist gerade dann nicht geringer, wenn bei solchen Gesprächen die empfangende Praxis durch Akademiker vertreten ist. Denn gerade diese sind am wenigsten geneigt zuzugeben, daß sie der wissenschaftlichen Diktion nicht zu folgen vermögen, obwohl sie dies eigentlich auf der Hochschule gelernt haben sollten. Und damit sind wir wiederum bei einem Versagen der Wissenschaft, wenn nicht auf dem Gebiet der Forschung, so doch auf dem der Lehre und Ausbildung, angelangt.

Es scheint uns schon fraglich zu sein, ob die Idee von der „Einheit von Forschung und Lehre“, so wie sie an unseren Universitäten verwirklicht worden ist, jemals für die Ausbildung von Führungskräften in Wirtschaft und Politik (und möglicherweise auch in manch anderen Bereichen, z. B. in der Medizin) das bestmögliche Ergebnis gezeitigt hat. Auf jeden Fall gilt dies für unsere Zeit mit ihrem Massenbedarf an Akademikern, die differenzierter und unmittelbarer als bisher auf ihre späteren praktischen Aufgaben hin trainiert werden müssen. Es ist bedauerlich, daß unsere seit zwei Jahrzehnten im Schneckentempo fortschreitende Hochschulreform erst neuerlich Tendenzen zeigt, solchen Erfordernissen (z. B. mit dem Dahrendorf-Plan; vgl. den Beitrag auf S. 441 ff.) zu entsprechen. Ausschließlich für die speziell wissenschaftlich Begabten und Interessierten konnte das alte Ausbildungssystem sinnvoll sein. Selbst als es im Massenbetrieb an Niveau verlor, war wissenschaftlicher Nachwuchs noch am ehesten in der Lage, mindestens die notwendige theoretische Ausbildung zu finden, während die um höhere Berufsausbildung Bemühten in zunehmendem Maße auf Repetitorienhilfe zwecks Erlangung von Berechtigungsscheinen auswichen. So setzte man nicht gerade bei der Beseitigung des größten Notstandes an, als man bei der Neugründung von Universitäten (wie in Konstanz und Bielefeld) zunächst einmal an die Rettung der Forschung und einer zweckgerechten Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses gedacht hat. Wie groß der Notstand in der höheren Berufsausbildung ist, kann man u. a. an der hohen Zahl derjenigen wirtschafts-

und sozialwissenschaftlichen Studenten ablesen, die entweder überhaupt nicht oder erst nach einem erheblich über das vorgeschriebene Maß hinaus verlängerten Studium zu einem bestandenen Abschlußexamen kommen. Für unser Thema ist aber etwas anderes noch wichtiger.

Gerade die praktisch Begabten, die nicht kontemplativ wissenschaftlich Interessierten, fühlen sich von unserem Hochschulstudium nicht selten direkt abgestoßen. Sie nehmen diese Ausbildung als notwendiges Übel auf sich, das ihnen einen besseren beruflichen Start ermöglichen soll. Wer von Natur aus darauf eingestellt ist, darauf zu sehen, wozu etwas nützlich ist, wer die Welt nicht interpretieren, sondern verändern will, dem kann es kaum gelingen, ein persönliches Engagement in seinem Studium zu entwickeln, wenn dort die reine Theorie vorherrscht und dem Ausbildungsbeflissenen ihre praktische Anwendbarkeit immer wieder unklar bleibt. So kommt es bei diesem wahrscheinlich überwiegenden Typus des akademischen Nachwuchses bestenfalls zu einem gewissen Training des logischen Denkvermögens, jedoch nicht zur ausreichenden Entwicklung eines anwendbaren Fachwissens und der geistigen Gesamtbegabung. Begabung ist nicht ausschließlich identisch mit angeborener geistiger Veranlagung. Begabung ist ebenso sehr davon abhängig, daß ausreichende emotionale Impulse ausgelöst werden können, die dauerhaftes Sachinteresse entstehen lassen. Schlummernde Anlagen wollen geweckt und trainiert werden, ehe sie als Begabung deutlich in Erscheinung treten. Erst wenn Begabung zur Leistungsfähigkeit und über Leistung zur Selbstbestätigung führt, ist bei jedem einzelnen gewissermaßen das Entwicklungsstadium des „take-off“ erreicht. Erst dann wird Begabung zu etwas Eigenständigem, das seine Abhängigkeit von zufälligen Umweltbedingungen weitgehend verliert und sich selbst im Beruf oder Freizeit seine Betätigungs- und Entwicklungsmöglichkeiten sucht.

Eine solche Entfaltungsmöglichkeit wird dem praktisch Orientierten bei uns meist erst nach Verlassen der Hochschule geboten, sofern er das Glück hat, den dafür geeigneten Startplatz in die Berufspraxis zu finden. Selten nimmt er sich dann aber noch die Zeit, das während seines Studiums Versäumte nachzuholen. Und wenn seine Dankbarkeit für den sozialen Status, den ihm sein akademischer Titel eingebracht hat, nachläßt, bildet sich bei ihm ein diffuses Unbehagen an der Wissenschaft, mit der er weder während seines Studiums noch aus Zeitmangel danach in einen persönlich engagierenden Kontakt kommen konnte. Die Entwicklung einer solchen Haltung mag beim akademischen Führungsnachwuchs durch das anti-akademische Ressentiment gemildert werden, auf das der Hochschulabsolvent nicht selten in der Praxis stößt. Dies führt gewöhnlich reaktiv zu einem akademischen Solidarismus, der sich nicht selten zum Snobismus steigern kann. Je mehr aber die praktischen Erfolge und die dadurch gewonnene berufliche Position die Bedeutung der akademischen Herkunft für das persönliche Sozialprestige in den Hintergrund treten läßt, desto mehr pflegt die Skepsis gegenüber der nie voll begriffenen Wissenschaft und gegenüber ihren Vertretern zuzunehmen. So ist es erklärlich, daß gerade die akademischen Spitzen in allen Bereichen des Establishment häufig weder bereit noch in der Lage sind, zwischen berechtigter und unberechtigter Kritik an ihren wissenschaftlichen Beratern zu unterscheiden.

Ein solches Verhältnis zwischen Wissenschaft und politischer und wirtschaftlicher Praxis konnte als unproblematisch erscheinen, solange man glauben mochte, in unserem wirtschaftlichen und politischen Leben reiche allgemein ein Laissez-faire-Stil aus, um mit den existenziellen Problemen unserer Gesellschaft fertig zu werden. Ein solcher Glaube gestattete es, beispielsweise der Soziologie eine Art von schöngeistigem Selbstzweck zuzuerkennen, wie er in der bekannten scherzhaften Definition zum Ausdruck kommt: Soziologie sei eine Wissenschaft, welche Dinge, die jeder versteht und die niemand interessieren, so darstellt, daß sie jeden interessieren, aber sie niemand mehr versteht. Indessen haben wir inzwischen die naive Phase unseres wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wiederaufbaus hinter uns gelassen. Ausreichende Koordination und Vorausschau in Wirtschaft und Politik sind uns als ständig zu lösendes Problem bewußt geworden. Die in den letzten Jahren bemerkbare Flut der Literatur über Themen, die sich

mit der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Politik beschäftigen, zeigt dies unmißverständlich. Es fragt sich nur, ob sich Verhältnisse, die in Jahrzehnten gewachsen sind, so rasch bereinigen lassen, wie es die Lösung der vernachlässigten praktischen Aufgaben verlangt. Wahrscheinlich werden wir für die Bereinigung fast ebensoviel Zeit brauchen, wie wir uns fahrlässigerweise Zeit ließen, zweifelhafte Entwicklungen als unproblematisch hinzunehmen (vgl. dazu WD August 1965, S. 419 ff., und Dezember 1966, S. 645 ff.). Zu vielfältige Interessengegensätze in allen Gruppen und Institutionen unserer Gesellschaft sind im Spiel und müssen überwunden, zu viele Datenkenntnisse müssen beschafft, zu viele neue Methoden planvollen Zusammenwirkens müssen erprobt und entwickelt werden, als daß schon morgen eine neue Ära und ein neuer Stil in unserer Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik beginnen könnte.

Heinz-Dietrich, Ortlieb

„Verstehen wir ... unter Autonomie einer Forschungstätigkeit den Grad, zu dem das Handeln nicht mehr gerechtfertigt werden muß, so können wir feststellen, daß sowohl in den Vereinigten Staaten als auch in Deutschland die Autonomie der Sozialforschung hoch und gering zugleich ist. In der amerikanischen Gesellschaft ist diese Autonomie verhältnismäßig hoch in den Beziehungen zu anderen akademischen Disziplinen, zur „Intelligenz“ allgemein und (soweit es sich um eine angewandte Tätigkeit handelt) in den Relationen zu anderen akademischen Berufen. Traditionellerweise haben sich aber in den Vereinigten Staaten akademische Institutionen vor öffentlichen Meinungen zu rechtfertigen, und sie sind entsprechend sensitiv gegenüber vermuteten Wünschen nichtakademischer Gruppen.

Weitgehend umgekehrt ist die Situation in der deutschen Gesellschaft. Akademische Institutionen müssen sich hier – wie in anderen kontinentalen Gesellschaften – weniger vor der Öffentlichkeit rechtfertigen, und entsprechend ist auch die Sozialforschung weniger durch die Wünsche der Bevölkerung beeinflusst. Geringer ist dagegen in Deutschland die Autonomie gegenüber Vertretern anderer Disziplinen und speziell im Hinblick auf eine humanistisch-orientierte Intelligenz.

Diese unterschiedliche Regelung ist offensichtlich eng mit den Schichtungssystemen und den diese ergänzenden integrativen Prozessen verbunden: Korrigieren gegenüber unerwünschten Entwicklungen in einer Disziplin ist in Deutschland ein ständisches Prinzip: das Urteil der Gleichrangigen und weitgehend Gleichartigen; demgegenüber sind in einer prinzipiell plebiszitären Demokratie wie den USA bei Streitfragen die spezialisierten Institutionen letztlich der Öffentlichkeit Rechenschaft schuldig. Die gegenwärtige Situation der Sozialforschung in beiden Ländern läßt sich damit u. E. wie folgt charakterisieren: In den Vereinigten Staaten ist die Sozialforschung zwar auch einer prinzipiellen Kritik ausgesetzt, die aber letztlich nicht relevant ist, während in Deutschland die Autonomie dieser Forschungsrichtung gerade dort gering ist, wo die negativen Affekte besonders stark sind.“

Erwin K. Scheuch: Sozialer Wandel und Sozialforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1965, H. 1, S. 13 f.